



Ein afghanischer Polizist vor den Überresten eines mutmaßlichen Selbstmordattentäters, Kabul 2010 Foto: Christoph Bangert

Warum fotografieren Sie das? Weshalb soll man sich diesen Bildern aussetzen? Wo sind die Grenzen? Der Fotograf Christoph Bangert über seine Arbeit in Kriegsgebieten



„Wir sind keine Helden“ – der Fotograf Christoph Bangert

Alles, was passiert, soll dokumentiert werden

Auf die Gefahren angesprochen, denen er bei seiner Arbeit in Kriegsgebieten ausgesetzt ist, lacht Christoph Bangert. Ein Schutzmechanismus. Bangerts neues Fotobuch heißt „War Porn“ (Kehrer-Verlag, 29,90 Euro) und zeigt Bilder, die so grausam sind, dass sie in den Medien nicht veröffentlicht werden. Ein Toter auf einem Müllberg in Bagdad, der Kopf von Hundengängen angefressen; offene Leichensacke in einem Massengrab nach dem Tsunami in Indonesien. Blutlachen, völlig verbrannte Körper, tote Kinder. „Wir müssen den Mut finden, uns diese Bilder anzusehen. Wenn wir uns nicht erinnern, haben diese Ereignisse nicht stattgefunden“, schreibt Bangert.

Haben Sie das Video gesehen, das die Hinrichtung des amerikanischen Reporters James Foley durch die Terrorgruppe „Islamischer Staat“ zeigt?

Ich habe Standbilder gesehen. Das reicht mir zur Information. Auch zwischen 2005 und 2007, als ich im Irak gearbeitet habe, gab es solche Videos leider sehr häufig, in denen Ausländern die Kehle durchgeschnitten wurde. Es ist natürlich das Allerschrecklichste, was überhaupt passieren kann. Das Video bringt noch mal ins Bewusstsein, wie unheimlich gefährlich diese Arbeit als Journalist ist.

Wie geht man mit den Bildern um? Twitter hat Accounts gelöscht, die das Video verbreiten.

Beim heutigen Online-Populismus gibt es leider nur sehr wenige Filter. Insofern ist es gar nicht möglich, so ein Video wieder einzufangen, wenn es einmal im Netz ist. Viele Medien haben das mit den Standbildern ganz gut gelöst. So kann man sich damit auseinandersetzen, ohne sich der Propaganda aussetzen zu müssen.

Müssten diese Bilder nicht verpixelt werden, um James Foleys Würde zu schützen?

Ich sehe das anders. Er wurde nun mal in dieser Form umgebracht. Das ist wie ein Feigenblatt: Wir zeigen, wie jemand geköpft wird, aber wir zeigen es dann doch nicht so richtig. Wir müssen uns als Bild-

betrachter bewusst werden, dass so etwas stattfindet. Ja, es ist barbarisch: Und dem sollten wir ins Auge sehen.

Wie finden Sie generell die Bildberichterstattung aus dem Irak?

Es sind viel zu wenige Journalisten dort, auch in Syrien. Das liegt unter anderem an dem Verhalten dieser einen Konfliktpartei, die überhaupt nicht unterscheidet, ob die Leute für die Presse oder für NGOs arbeiten oder für Staaten. Das ist eine verheerende Entwicklung, die journalistisches Arbeiten sehr, sehr schwierig und gefährlich macht. Und wenn keine ausländischen Journalisten am Ort sind, sinkt auch das Interesse der internationalen Medien. In der Folge können solche Gruppen noch mehr machen, was sie wollen. Ebenso können die Staaten machen, was sie wollen, ohne dass es kontrolliert wird.

Sie haben auch schon in Gaza fotografiert. Was fällt Ihnen an den Bildern auf, die wir im Augenblick von dort sehen können?

In Gaza sind momentan nicht sehr viele Fotografen. Zum einen, weil es sehr schwer ist, reinzukommen. Zum anderen, weil es sehr gefährlich ist, dort zu arbeiten. Je mehr Fotografen dort wären, desto besser würde auch die Berichterstattung. Die Bilder von heute könnte man fast mit denen von vor zwei Jahren oder denen von vor fünf Jahren austauschen.

Als das Passagierflugzeug MH17 im Juli über der Ukraine abgeschossen wurde, hat Jérôme Sessi Bilder vom Absturzort gemacht, die von der Fotoagentur Magnum angeboten werden. Darauf sieht man fürchterlich zugerichtete Leichen, die im freien Feld liegen, und Nabaufnahmen abgetrennter Gliedmaßen.

An den Bildern ist überhaupt nichts falsch. Der Fotograf ist an diesen Ort gekommen und hat fotografiert, was er vorgefunden hat. Das ist richtig, diese Bilder müssen existieren. Aber man muss natürlich sehr vorsichtig sein, was man damit macht. Das ist jedoch nicht unbedingt die Aufgabe des Fotografen: Jede einzelne Publikation

muss entscheiden, wie sie mit den Bildern umgeht. Ich habe in den Zeitungen nur Bilder gesehen, auf denen die Leichen nicht erkennbar waren. Es gab also einen Filter.

Nun fordern Sie ja, dass auch die schrecklichsten Bilder veröffentlicht werden sollen.

Entscheidend ist, in welchem Kontext man das tut. Dabei muss man abwägen zwischen dem Schaden, den die Bilder anrichten könnten, und ihrem Informationswert. Wichtig ist, dass eine Veröffentlichung über den Schockeffekt hinausgeht und eine Reflexion zulässt.

Was könnten wir denn aus diesen Bildern lernen?

Es ist eine Chance, in unserer friedlichen mitteleuropäischen Welt einen Zugang zu einem solchen Konflikt zu finden. Eben dadurch, dass wir uns mit den Opfern so gut identifizieren können, weil sie so aussehen wie wir und in denselben Flugzeugen fliegen. So zynisch es klingt: Das Positive an der Berichterstattung über diesen Absturz ist, dass wir uns jetzt alle für den Konflikt interessieren. Die Menschen in Gaza dagegen sehen ein bisschen anders aus als wir. Das schafft eine Distanz. Daher haben wir auch eine viel geringere Hemmschwelle, Bilder von Opfern zu zeigen. Aber wir müssen uns fragen, was wäre, wenn es ein Flugzeug mit Palästinensern gewesen wäre?

Träumen Sie vom Krieg?

Nie. Das ist ein großes Glück. Ich glaube, es kommt daher, dass ich nach schwierigen Reisen immer wieder Pausen gemacht habe. Man darf diesen Job nicht zu viel machen. Sonst wird man abhängig, das ist dann wie eine Droge. Die große Anstrengung ist nicht, Fotos vom Krieg zu machen, sondern nach Hause zu kommen und mit diesen komischen Alltagsorgen der Leute zu Hause konfrontiert zu werden.

Man hat auch den Eindruck, dass sich eine gewisse Wut bei Ihnen aufgestaut hat.

Ich glaube, das ist angeboren. Die Wut macht überhaupt erst einen großen Teil meiner Motivation aus, in Kriegs- und Krisengebieten zu arbeiten.

Wut worauf?

Die Wut, dass diese Dinge geschehen. Die Irak-Invasion hat mich 2003 unheimlich beschäftigt. Es ist dann natürlich frustrierend, wenn man all diese Bilder hat und sie nicht veröffentlicht werden.

Ihr neues Foto-Buch haben Sie provokativ „War Porn“ genannt.

Den Vorwurf höre ich immer wieder. Aber es ist oft auch eine Ausrede, diese Bilder nicht wahrzunehmen. Wenn wir uns nicht überwinden können, diese Bilder anzusehen, machen wir es uns zu einfach. Wir erinnern uns in stehenden Bildern. Genau darin liegt die Verantwortung der Fotografie. Denken Sie an die Bilder der Befreiung von Auschwitz. Wir müssen uns sehr überwinden, diese Bilder anzusehen – dennoch müssen sie in unseren Köpfen existieren.

Die amerikanische Essayistin Susan Sontag war der Ansicht: Je mehr grausame Bilder man sieht, umso mehr stumpft man ab. Sie sagt auch, Bilder, die das Leid zeigen, dürfen nicht schön sein.

Das ist legitim. Bei dieser Art der Fotografie geht es immer auch um Entmenschlichung. Egal, ob es Menschen sind, die im KZ gefoltert wurden oder in Bagdad auf der Müllhalde gelandet sind. Das Ereignis ist entmenschlichend – aber nicht das Foto und der Vorgang, es sich anzusehen. Wir vergessen ab und zu, dass es nur Interpretationen der Realität sind, nicht die Realität selbst. Das Bild ist daher nie objektiv. Bei der Bildauswahl überprüfe ich deshalb: Stehen die Bilder für das, was ich tatsächlich erlebt habe?

Sie haben schon viele Tote fotografiert, teils in schrecklichem Zustand. Gibt es für Sie Grenzen?

Wenn ich Bilder machen darf, dann fotografiere ich immer alles. Das ist meine Aufgabe. Alles, was passiert, sollte dokumentiert werden. Ich fotografiere aber niemanden, der nicht fotografiert werden möchte. Ich bin auch nie ganz alleine mit einer Leiche.

Ein Toter kann nicht sagen, ob er fotografiert werden möchte.

Ja, es ist meine große Last. Jeder, den ich fotografiere, vertraut mir sein Bild an und verliert selbst die Kontrolle darüber. Aber wenn ich die Bilder nicht veröffentliche, habe ich meine Verantwortung nicht erfüllt. Ich drehe die Argumentation daher um und sage: Es ist unmoralisch, diese Bilder nicht zu betrachten, weil wir sonst das Leid unserer Mitmenschen nicht anerkennen. Uns müssen solche Ereignisse immer wütend machen.

Was für ein Verhältnis zum Tod haben Sie mit der Zeit entwickelt?

Man lebt ein bisschen intensiver; wenn man das Glück hatte, so viele Extremsituationen erlebt zu haben. Und wenn man daran nicht zerbricht, ist es eigentlich ein großes Geschenk. Zu den ganzen Kollegen, die über die Jahre ums Leben gekommen sind, muss man sagen: Es ist eine sehr spektakuläre Art zu sterben. Und da kommt dieser Mythos Kriegsfotograf ins Spiel, der uns nicht weiterbringt. Wir sind keine Helden. Wir fahren da freiwillig hin und können jederzeit wieder nach Hause fahren.

Und wir dürfen nie vergessen, dass die große Last der Berichterstattung nicht Leute wie ich tragen. Es sind die einheimischen Journalisten und Fotografen, die das größte Risiko eingehen. Sie sterben auch am häufigsten, nur das steht bei uns nicht in der Zeitung.

Der Mediawissenschaftler Marshall McLuhan hat einmal gesagt: Kriege würden sofort enden, wenn keine Journalisten mit ihren Kameras anwesend wären.

Das wäre schön. Es ist eine perverse Idee, dass Kriege Medienereignisse sind. Das Gegenteil ist der Fall: Die allermeisten Greuelstaten werden nicht dokumentiert. Wer fotografiert denn in Syrien? Ganz, ganz wenige Leute. Wer fotografiert gerade in Nigeria die Greuelstaten von Boko Haram? Niemand. Kriege sind leider nichts Außergewöhnliches. Und ich denke, es wäre ethisch sehr zweifelhaft, wenn es Kriege geben würde und wir noch nicht einmal versuchen würden, sie zu dokumentieren. Das wäre verwerflich.

Interview Tobias Goltz

DIE LIEBEN KOLLEGEN

VON CLAUDIUS SEIDL

Natürlich kann man eine Zeitung machen gegen die gesamte Redaktion – Rupert Murdoch, nur zum Beispiel, war immer hart genug, eine streikende Redaktion einfach auszusperrten und schnell ein paar andere Leute anzuheuern, die den Platz unter den Überschriften mit halbwegs zusammenhängenden Sätzen füllten. Papier wehrt sich selten gegen den Unsinn, mit dem man es bedrucken kann. Eine Zeitung gegen die Redaktion zu machen, wird aber schwieriger, wenn dieser Redaktion der ganze Laden gehört. Und insofern bedeutet das, was am Freitagabend in Hamburg beschlossen wurde, wohl nur, dass der Kampf um und um den „Spiegel“ mit unvernünftiger Härte weitergeht.

Der Chefredakteur Wolfgang Büchner, das war der Anlass des neuesten Streits, wollte sein Projekt „Spiegel 3.0“ – welches vor allem

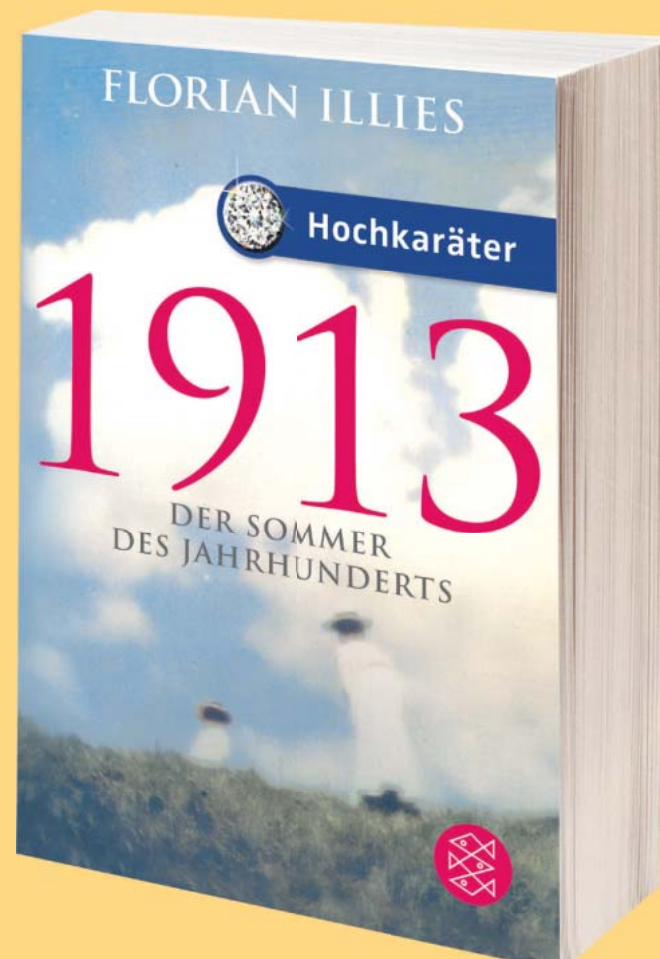
darauf hinauslaufen soll, dass er alle Ressortleiterjobs neu ausschreibt und künftig Ressortleiter erkennt, welche für den gedruckten und den Internet-„Spiegel“ zugleich zuständig sein sollen, damit beide Medien, wie das im Managerdeutsch heißt, besser „verzahnt“ werden – absegnen lassen von allen Eigentümern. Die große Mehrheit der Redaktion unterzeichnete einen Brief, der ein deutliches Nein formuliert. Und die Besitzer des „Spiegels“, also die Mitarbeiter KG, der Verlag Gruner+Jahr und die Erben Rudolf Augsteins, haben jetzt, einerseits, das Projekt Büchners gutgeheißen. Und andererseits fordern sie ihn aber dazu auf, es „in enger Zusammenarbeit mit den Redaktionen“ zu verwirklichen. Büchner soll also einen Konsens finden mit jenen Ressortchefs, die er entmachen will. Und mit einer Redaktion, die ihn für überfordert hält.

Was man, wenn man diesen Konflikt von außen betrachtet, schon deshalb kaum fassen kann, weil der „Spiegel“, erstens, eine Umsatzren-

dite von 16 Prozent erwirtschaftet, weshalb in dieser Hinsicht kein all zu panisches Krisenmanagement nötig zu sein scheint. Und weil aber, zweitens, der „Spiegel“ schon mal besser, also schärfer, genauer und leider auch vernünftiger war, als er heute ist, fragt man sich natürlich, ob gegen diesen Mangel tatsächlich eine „Verzahnung“ hilft. Ob also die Lösung der Probleme darin bestehen kann, dass Wolfgang Büchner, wie er das gerne selbst beschreibt, an einem Mischpult sitzt und den Fluss der Neuigkeiten mit seinen Reglern in die richtigen Kanäle lenkt. Oder ob der Auftrag nicht im Gegenteil darin bestünde, dass der gedruckte „Spiegel“ die Differenz deutlich machen müsste; dass also im Heft genau die scharfen, genauen und vernünftigen Texte (und die richtigen Bilder und Layouts) stünden, welche umsonst und online nicht zu haben sind. Allem Anschein nach gibt es beim „Spiegel“ noch immer genug Leute, die wissen, wie das geht. Man müsste sich halt mit ihnen verstehen.

Hochkaräter

Der Platz-1-Spiegel-Bestseller jetzt erstmals als Taschenbuch!



Florian Illies zeichnet das atemberaubende Porträt eines einzigartigen Jahres, in dem das lange 19. auf das kurze 20. Jahrhundert der Kriege und Extreme prallt. In elegant erzählten und miteinander verknüpften Begebenheiten lässt er dieses Jahr 1913, einen Moment höchster Blüte und zugleich ein erstes Flackern des Untergangs, in einem grandiosen Panorama lebendig werden.

»Florian Illies hat ein Jahrhundertbuch geschrieben.«
Alexander Kluge, Welt am Sonntag

»Ein Juwel von einem Buch.«
Observer



www.fischerverlage.de